

Dem Unbenennbaren Namen geben

Eine Meditation über Gotteserfahrung und Gottesnamen

Unter den Patriarchengeschichten des alttestamentlichen Buches Genesis findet sich im 32. Kapitel eine dunkle, wohl in vorisraelitische Ursprünge zurückreichende Erzählung. Was immer einst ihre Aussageabsicht gewesen sein mag, sie veranschaulicht, in welchen Sinndimensionen ein Menschennamen wurzelt, aber auch, wie das unbekannte „X“, die Chiffre „Gott“, zu einem lebendigen Namen verdichtet wird, in dem dann die ganze Geschichte einer menschlichen Existenz mit-schwingt. Über beides soll im folgenden meditiert werden.

Gott und Mensch treten in die Geschichte

Die alte Überlieferung nun berichtet von einer nächtlichen Gottesbegegnung des Erzvaters Jakob. An einer Furt, Symbol der Gefahr des Übergangs, hat er mit einem Übermächtigen zu ringen. Dieser bleibt ganz im Geheimnis. Er zwingt Jakob, seinen Namen zu nennen, in dem – freilich nur im Hebräischen erkennbar – seine ganze schuldverstrickte Vergangenheit vergegenwärtigt wird. Ihm stellt er sodann einen neuen Namen entgegen: Israel, was nach dem Verständnis des Textes heißen soll: „Er hat mit Gott gekämpft“. Jakob-Israels Versuch freilich, sein Gegenüber zur Selbstoffenbarung zu zwingen, wird abgewiesen: „Warum fragst du mich nach meinem Namen?“ Trotzdem wagt Jakob im folgenden, den geheimnisvoll Erfahrenen „Gott“ zu nennen. Zugleich wird er sich des Wunders bewußt, im Kampf mit dem Erschreckend- Faszinierenden nicht umgekommen zu sein: „Ich

habe das Angesicht Gottes gesehen und bin dennoch am Leben!“ Was bedeutet der Name in der Existenz eines Menschen? Auch moderne Aufgeklärtheit spürt: Hier geht es um mehr als ein beliebiges Erkennungs- und Unterscheidungszeichen, das ebensogut durch eine Ziffer ersetzt werden könnte. Person würde zur namenlosen Nummer. Denn der Name anerkennt das einmalig unvertauschbare Dasein eines Menschen, gibt ihm Würde und Recht. Wenn wir jemanden bei seinem Namen nennen, geben wir ihm die Möglichkeit, zu sich selbst zu kommen. Ein Ehrenname bereichert den so Ausgezeichneten, ein Kose-name intensiviert das Einzigartige des Geliebten. Dagegen brandmarkt ein Spottname einen Verachteten, kann das Entstellen oder Verschweigen des Namens einen Menschen demütigen, isolieren, ja entmenslichen. Durch seinen Namen tritt ein Mensch in die Offenheit des Wortes, entstehen Beziehung und Gemeinschaft. Er wird geschichtsbeladen. Spreche ich den Namen eines Freundes aus, ist mir dabei bewußt, wie ich zu ihm stehe, welches gemeinsame Schicksal uns verbindet. Ich werde an unser erstes Zusammentreffen erinnert, wie Zuneigung entstand und Vertrauen sich entwickelte, welche Enttäuschungen und Krisen es zu überwinden galt, aber auch, welche Bereicherung ich erfahren durfte. Name und lebendige Person werden eins.

Wenn der Name wirklich das Tiefste und Eigentliche einer Person aussprechen sollte, wie müßte er dann zustande kommen? Soll er worthaft entfalten, was ich bin, hätte er zunächst aus meinem Wissen um mich

selbst hervorzugehen. Gewiß kenne ich einzelne Bereiche in mir; vieles jedoch ist fremd, liegt verborgen. Schon der Versuch, für eine Entscheidung Klarheit zu gewinnen oder sich einem anderen Menschen mitzuteilen, macht spürbar, wie sehr ich mir selbst entgleite. Wie ich lebenslang darum bemüht bleibe, mich selbst zu verwirklichen, die Möglichkeiten in mir zur Entfaltung zu bringen, so zieht sich auch durch mein ganzes Leben die Anstrengung, mich selbst zu verstehen, mich selbst in ein erschließendes Wort hineinzubergen, meinen „Namen“ zu formulieren. Wenn ich mir selbst also nicht in die Augen zu sehen vermag, so wäre doch ein anderer dazu imstande, vor allem einer, der nicht nur Außenstehender, sondern Nahestehender ist. Aber wird sein Blick nicht durch Berechnung oder Mißtrauen getrübt, von Eifersucht oder Ablehnung blind gemacht werden? Doch auch dann, wenn mir jemand, der mich liebt, meinen „Namen“ sagen soll, erreicht er mich nur nach langem Weg. Und wie selbstbekundende Nennung gelingt auch die Anrede, das Genanntwerden durch andere nur bruchstückhaft, nur in Annäherung. So kann letztlich nur Gott die Verhüllung unseres Eigensten durchdringen, derjenige, der allein mich ganz kennt und mich als den, der ich wahrhaft bin, wie niemand sonst liebt. „Nur in Gott liegt jedes Menschen Wesen. Nur in der Begegnung mit Ihm erfährt er, wer er ist, denn nur Gott kann es ihm sagen. Der Ausdruck dieses Wissens, das Gott von ihm hat, und das er in Gott von sich selbst gewinnt, ist sein wirklicher Name.“ (R. Guardini)



Wie kann das geschehen?

Die eingangs skizzierte Szene zeigt, daß das Alte Testament von einer Unverfügbarkeit auch des Gottesnamens weiß. Wo und wie Gott diesen in der Geschichte offenbart, in ihm gleichsam sein Antlitz dem Menschen enthüllt, bleibt sein Geheimnis. Im Namen Gottes erscheinen sowohl Gottes Verborgtheit und Freiheit – philosophisch gesprochen: seine Transzendenz –, zugleich aber auch seine zuverlässige Verheißung und rettende Zuwendung zum Menschen als ein Du. Am klarsten kommt beides in der Deutung des alttestamentlichen Gottesnamens „Jahwe“ in Exodus 3,14 zum Ausdruck: „Ich bin der Ich-bin-da“, derjenige also, der sich erweist, sich in Erfahrung bringt, und zwar als Gott des Exodus, der Leben und Freiheit schenkt. Jesus von Nazareth hat das

Programm dieses Namens Jahwe endgültig und unüberbietbar verwirklicht. Jesu Namen enthält deshalb auch eine Kurzform von Jahwe und bedeutet: Er (nämlich Jahwe) erweist sich als Rettung (in Jesus). Die Mitte der gesamten alt- und neutestamentlichen Geschichte bildet somit kein abstrakter Begriff, keine anonyme Idee, sondern ein Name. Er trägt das ganze Geschehen des „Gott-mit-uns“. Von ihm empfangen die Vorstellungen von Gott, Welt und Mensch, von Heil, Schuld und Versöhnung ihren Sinn, ja sind letztlich nur Umschreibungen dieses Namens. Biblisch glauben heißt demnach, die unterschiedlichen Ereignisse und Wahrnehmungen unseres Lebens sich von der Grunderfahrung „Jahwe“ – „Jesus“ her erschließen lassen und sie auf dieses „Du-bist-da-bei-mir/uns“ hin zu bewältigen. Wie aber kann dies geschehen?

Was kennzeichnet überhaupt eine religiöse Erfahrung? Zunächst kann sie nicht abgetrennt vom Material dieser Welt gemacht werden – wie

es ja auch keinen Hör- und Sehtest an sich gibt. Erfahren wird immer ein raum-zeitlicher Sachverhalt- und-mehr, z. B. ein Naturerlebnis- und-mehr, ein Gottesdienst- und-mehr, Liebe- und-mehr. Ähnliches gilt ja von allen personalen Erfahrungen. Eine Wirklichkeit ist in einer anderen mitvorhanden; sie geht aber weder in ihr auf, noch nimmt sie dieser ihre Existenz. So ist etwa der Mensch in einem Leib. Der Leib ist eine eigene Wirklichkeit, kann sogar als Leichnam noch einige Zeit weiterexistieren. Im Leib ist der ganze Mensch vorhanden – und doch ist er mehr als Körper. Person wird erlebt als Leib, Bewußtsein- und-mehr. Händeschütteln ist leibhafte Geste. In ihm kommt Begegnung zustande, aber gerade so, daß hier mehr geschieht als bloßes Händeschütteln. Ein kühler oder warmer Händedruck beweist deutlich dieses Mehr. Dieses Mehr kann aber nie zum isolierten Erfahrungsinhalt werden.

Analog dazu ist auch Gott in den Wirklichkeiten dieser Welt erlebbar.

Man macht raumzeitliche Erfahrungen und erfährt gleichzeitig mehr als nur empirische Tatsachen. Die Behauptung, es gäbe nur empirische Tatsachen, läßt sich nicht verifizieren. Religiöse Erfahrung ist zweitens innerlich-individuell, vergleichbar etwa einer Schmerzerfahrung. Sie läßt sich – wie vieles im Bereich personaler Erfahrung – nicht beweisen. Man kann sie einem anderen nicht „zu kosten geben“. Sie läßt sich höchstens so beschreiben, daß der andere mitfühlt, mitleidet und den Schmerz erkennt, sobald dieser ihn selbst trifft. Religiöse Erfahrungen werden deshalb im Erzählen vermittelt, der Geschichte meines Erlebnisses, die von noch gemeinsam zugänglicher Ausgangserfahrung zur persönlichen Betroffenheit von der dahinterstehenden Wirklichkeit führt. Nacherzählung biblischer „Geschichten“ von Gottes Offenbarung und den Erschließungserlebnissen der Menschen können so zur Vorbereitung eigener Gotteserfahrung werden. Religiöse Erfahrung ist freilich – drittens – nicht erzwingbar und vergewaltigt auch nicht, wie ja auch gegenseitiges Verstehen nicht erzwungen werden kann. Sie ergreift vielmehr in Art einer persönlichen Begegnung. Sie erfaßt den ganzen Menschen, die gesamte Lebenswirklichkeit. Ihr Anspruch läßt sich höchstens verdrängen, nicht jedoch beseitigen.

Nicht Erfahrungen „aus zweiter Hand“

Die Bibel will als Zeugnis des Sich-Erweisens Gottes verstanden werden. Sie erhebt als Wort Gottes den Anspruch, die Zuverlässigkeit bereits gemachter Jahweerfahrungen aufzuzeigen und zugleich die Möglichkeit zu eröffnen, in der Begegnung mit ihrer Botschaft eigene Gotteserfahrungen zu machen. Gelten die Schriften des Alten und Neuen Bundes doch nicht nur deshalb

als inspiriert, weil der Geist Gottes an ihrer vielfältigen Entstehungsgeschichte unmittelbar beteiligt war, sondern auch, weil dieser Geist als lebensspendende Kraft weiterwirkt, wenn Menschen sich darauf einlassen, es mit eigenen Worten zu wagen. Die Bibel will dazu anleiten, die Ereignisse des eigenen Lebens auf Gott hin zu „durchschauen“ und sie im Licht der Grunderfahrungen des alt- und neutestamentlichen Gottesvolkes zu deuten. Dabei werden dann auch die zu Namen konkretisierten Gotteserfahrungen zum Medium neuer Gottesbegegnungen. Sollen diese überlieferten Gottesnamen nicht zu abgegriffenen Titeln und Leerformeln erstarren, müssen sie sogar in den Erfahrungsfeldern der eigenen Glaubensgeschichte immer wieder entdeckt werden. „Vom Hörensagen nur hatte ich von dir vernommen; jetzt aber hat mein Auge dich geschaut.“ (Ijob 42,5) Darüber hinaus aber drängt persönliche Beziehung zu dem stets größeren, un-faßbaren, un-be-greiflichen und entbergend- verborgenen Gott – gleichgültig, ob sie im strahlenden Leben bereits verwirklicht wird, im Dämmerlicht der Grenzbereiche von Schuld, Leid und Tod aufbricht oder in der Nacht scheinbarer Ferne und erlittener Abwesenheit eines göttlichen Du ersehnt wird –, sich auch in neuen Namen zu verleblichen. Wollen sich doch auch Liebende nicht mit Namen „aus zweiter Hand“ zufrieden geben und erscheint Ver-zweifeln ihre Not in herkömmlichen Wendungen unsagbar. Dieses Namengeben an den letztlich Unnennbaren könnte Gott heute erneut zur Sprache bringen, nicht nur im Gespräch über Gott, sondern vor allem auch im Sprechen von und zu Gott, im Gebet. Wurden doch die Namen des gekreuzigten Jesus und seiner Heilsfunktionen für uns nicht so sehr in theoretischer Spekulation entwickelt, sondern entstammen dem Hymnus und Bekenntnis. Im

überfließenden Lobpreis Christi formulierte die urchristliche Gemeinde ihre Erfahrungen des Auferstandenen. Dabei verbanden sich die spontanen enthusiastischen Äußerungen des Geistes mit der verbindlichen apostolischen Tradition und einer charismatischen Schriftauslegung. Die Liturgie bildete also den wichtigsten Erfahrungsort des Christusglaubens und der Christuslehre. Das gilt in gewisser Form bis heute. Denn: „Beten läßt den Namen Gottes aussprechen, oder besser: suchen nach dem Namen Gottes. Beten ist der Versuch, das kleine Wort „Gott“ zu einem Namen zu machen, der etwas für mich bedeutet, für uns, für heute. Das flüchtige, riskante Wort „Gott“ mit Aussagekraft aufzuladen. Wenn die Bibel betet, wird die ganze Schöpfung inventarisiert, indem die ganze Geschichte der Beziehung Gottes zu den Menschen ins Gedächtnis gerufen wird. Wenn wir beten, berufen wir uns auf die Schöpfung und auf den Bund. Wir erinnern Gott daran, wer er ist und was er getan hat. Die Vergangenheit schließt die Verheißung der Zukunft ein. Was er in der Vergangenheit für die Menschen bedeutet hat, darin ist die Zusage, die Zukunft enthalten, daß er auch für uns etwas bedeuten wird, ein Jemand sein wird.“ (H. Oosterhuis)

So ist ein letzter Sinn christlicher Gottesnamen: zu sagen, daß die Welt nicht von einem namenlosen Schicksal durchwaltet wird, sondern daß sich in ihr Gott als der Da-Seiende erweist und uns beim Namen ruft, sodaß auch wir ihn bei seinem Namen rufen können.

Univ.-Prof. Dr. Georg Braulik OSB unterrichtet Altes Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Der Beitrag erschien erstmals in der inzwischen nicht mehr greifbaren Zeitschrift „Communion“, Heft 18, Taizé (Dezember 1977). ■